

Happy End zwischen rauchenden Trümmern

Ungewöhnliche Inszenierung des „Rosenkavalier“ von Richard Strauss in Ulm

Von Günter Buhles

ULM – Es ist, als wolle das Theater Ulm mit seiner neuen „Rosenkavalier“-Produktion Richard Strauss zum 150. Geburtstag im Juni reinwaschen von alten Vorwürfen: Verrat an der von ihm selbst mit „Salome“ und „Elektra“ eingeleiteten Moderne sei diese „Fastoperette“ auf Hugo von Hofmansthal's Libretto. Statt Fortschritt „Gefasel“, musikalisches „Zuckerwasser“. Über ihre Fächergrößen hinweg einig waren sich Thomas Mann und Theodor W. Adorno, Otto Klemperer und Ernst Bloch. War oder ist denn dieses frivole Stück noch zu retten?

Operndirektor Matthias Kaiser und Generalmusikdirektor Timo Handschuh sind bei ihrem Versuch ziemlich erfolgreich. Nicht im Rokoko angesiedelt wird die Handlung durch die Bilder von Detlev Beaujean und die Kostüme von Angela C. Schuett, sondern am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Nicht als Straussens dickster Brocken klingt es farbsatt aus dem Graben, sondern – in schlanker Orchesterbesetzung - beinahe als lyrische Kammeroper. Und das Happy End ist nicht so penetrant, weil nicht glücklich. Denn das junge Pärchen Octavian und Sophie Faninal sitzt in einer rauchenden Trümmerlandschaft nach ersten Lebens- und Liebesnöten: Er gerade mal 17, aber schon aus der Affäre mit der mehr als reifen Marschallin mit Frust vertraut, und sie, knapp dem alten Baron Ochs auf Lerchenau als lüsternem Erbschleicher entkommen.

Die melancholische Stimmung des ersten Aktes, wenn die Marschallin beim Blick durch die regennassen Fenster ihres Wiener Boudoirs im Fin-de-siècle-Decors über die verrinnende Zeit grübelt, wird unterbrochen beim Besuch des Barons. Das ist nicht der übliche vierschrötige Dicke, sondern eine fast magere Figur, eine Art Helge Schneider in Gottschalk-Klamotten. Ein äußerst geschickter, die ganze Oper über tragender ironischer Akzent! Das verhaltene Kammerenspiel geht weiter: Auch wenn im Marmorsaal des reichen Neugeadelten Herrn Faninal Octavian den Baron im Streit mit dem Degen ritzt, obwohl er für ihn ja eigentlich als Brautwerber mit silberner Rose auftreten soll, kommt es nicht zu dauerhaft lauten Übertreibungen.

Erst im dritten Akt im Vorstadtgasthaus gibt es viel proletarisches Remmidemmi mit Rekruten, Reservisten, Krankenschwestern und Kindern (der von Hendrik Haas und Hans de Gilde vorbereitete Doppelchor) vor Wandzeitungen mit patriotischen Sprüchen. Jetzt wird klar, dass dies den Abschied von der k.u.k. Monarchie bedeutet. Der Opernbesucher reibt sich die Augen: Wenn Strauss in diesem Stück auf einer „Flucht von Einfall zu Einfall“ ist, wie der Philosoph Hans Mayer sagt, dann hält das Ulmer Produktionsteam gut Schritt. Und das blendend aufgelegte Philharmonische Orchester bleibt immer mit vorn am Ball. Handschuhs Tempi lassen den Solisten keine Zeit, saumselig zu agieren. Aber es hat eben auch die Phasen wunderbarer Ruhe.

Solche kostet vor allem Oxana Arkaeva mit facettenreichem Sopran als elegant-souveräne Marschallin aus. Von Akt zu Akt immer größer heraus kommt I Chiao Shih in der Hosenrolle des Octavian. Christian Tschelebiew – mehr ein saftiger Bariton als der abgründige Bass – macht den Ochs von Lerchenau zu einem unerwarteten Ereignis. Maria Rosendorfsky kann in der etwas nachrangigen Partie der Sophie gefallen, und in dem mehr als ein Dutzend restlichen Rollen gibt es keine Ausfälle.